
Erinnerungen

JAMES M. STAYER

Forschungsurlaub in Zürich 1974/75

Auszug aus unveröffentlichten Memoiren

An Eisbergen vorbei nach Europa

Am 17. Juli 1974 schiffte sich meine Familie, meine Frau Marcia und ich, sowie die Kinder Liz, Will und Jamie, auf dem polnischen Überseedampfer *Stefan Batory* im Hafen von Montreal ein. Wir fuhren den Sankt- Lorenz-Strom hinunter und erreichten bald den Atlantik in Richtung Rotterdam. Die Entscheidung, im Schiff nach Europa zu fahren, ging auf unsere glücklichen Erinnerungen an die Fahrten mit der *MS Berlin* 1961 und 1962 zurück. Damals fuhren wir dank eines Stipendiums des Deutschen Akademischen Austauschdienstes das erste Mal nach Deutschland, genauer gesagt an das Goethe-Institut nach Bad Reichenhall und an die Universität in Freiburg/Br. Die Überfahrt empfanden wir alle als sehr angenehm – viel gutes Essen, Spielautomaten für die Kinder, der Anblick vorbeiziehender Eisberge und Gedanken an den Untergang der *Titanic*. Als wir Rotterdam erreichten, gaben wir unser Reisegepäck bei der Bahn auf, und mit leichtem Gepäck (auch den Zelten) begaben wir uns dann mit Fahrrädern auf den Weg nach Münster in Westfalen, wo wir uns bereits 1967/68 mit einem Stipendium der Alexander-von-Humboldt-Stiftung zu den Abschlussarbeiten an meinem Buch über *Anabaptists and the Sword* aufgehalten hatten. Ich erinnere mich wohl richtig, dass ich mein eigenes Fahrrad aus Kingston (Ontario) mitgebracht hatte, die Räder der anderen wurden in der Unterstadt von Rotterdam gekauft. Wir folgten den holländischen Fahrradwegen über Delft, Leiden, Haarlem, Amsterdam, Deventer und Arnhem zur Grenze nach Deutschland bei Enschede und fuhren von dort aus weiter nach Münster in Westfalen. Auf dieser Strecke sollte ich später noch mehrmals unterwegs sein, auch wenn wir dieses Mal nicht den Weg an den Dünen der Nordsee vorbei von Rotterdam nach Haarlem fuhren, sondern den Weg durchs Binnenland wählten (...).

Mit dem Zug von Münster nach Zürich

Wir verbrachten die erste Nacht in Münster in einer Jugendherberge am Aasee und riefen am nächsten Morgen unsere Freunde an, die Böttchers. Sie

holten uns mit ihrem VW-Bus ab und brachten uns zu ihrem Sommersitz im Sauerland. Ihre vier und unsere drei Kinder hatten sich natürlich sehr verändert, seit sie sich vor sechs Jahren das letzte Mal gesehen hatten.

Von Münster aus ging es dann samt Reisegepäck im Zug nach Zürich. Dort kauften wir uns bald nach der Ankunft ein gutes neues Auto, einen Peugeot 403. Während wir zunächst in einem alkoholfreien Hotel auf dem Zürcherberg wohnten, suchte meine Frau in den Züricher Vororten nach einer permanenten Bleibe. Sie machte eine wundervolle Entdeckung in der neuen Gemeinde Benglen außerhalb von Witikon jenseits der Berge mit Blick über den im Osten Zürichs gelegenen See, den Greifensee (...). Die Wohnung war frisch möbliert mit einem glänzend neuen Ofen und einem Kühlschrank. Wir richteten uns spärlich mit billigen skandinavischen Möbeln ein. Viel Raum gab es nicht, die Jungen mussten mit Schlafkojen vorlieb nehmen, doch das beeinträchtigte die Stimmung in der Familie keineswegs.

Gerade angekommen, schon zur Täuferkonferenz nach Seattle geflogen

Kaum hatten wir uns im August 1974 in Benglen eingerichtet, flog ich von Zürich nach Seattle, um dort eine Konferenz der American Historical Association – West Coast zu besuchen. Ich war eingeladen worden, um einen Vortrag über das Täufertum zu halten. Finanziell unterstützt wurde ich von der Queen's University in Kingston mit der Begründung, dass ich vorher noch nie zu einem Vortrag auf einer wissenschaftlichen Konferenz eingeladen worden sei. So konnte ich dieses Angebot nicht ausschlagen. Die Sektion der Konferenz wurde von Abraham Friesen organisiert, der an der University of California in Santa Barbara lehrte. Paul Christianson, Kollege in Kingston, erzählte mir mehrmals, dass Friesen eine Stelle an der Queen's University angeboten worden war, er das Angebot aber abgelehnt hatte. Christianson war der Meinung, dass Friesen, wenigsten damals, ein bedeutenderer Täuferforscher war als ich. Abraham Friesen gehörte der Mennoniten-Brüdergemeinde an und war Student von Lewis Spitz in Stanford, Cal., gewesen, einem der angesehensten Historiker der deutschen Reformationsgeschichte seiner Tage, und damals typisch, auch lutherischer Pastor. Als mein *Anabaptists and the Sword* erschien, war Friesen gegenüber der Richtung, die ich in meinen Forschungen eingeschlagen hatte, nicht feindselig eingestellt, sonst hätte er mich nicht nach Seattle eingeladen. Ich erinnere mich, dass der Titel meines Vortrags *What did the Anabaptists really want?* lautete. Kommentiert wurde dieser Vortrag von einem Historiker der University of Oregon, Thomas A. Brady, jr., der meinte, dass meine Revision der Täuferforschungen noch nicht weit genug gegangen sei. Er hielt sich bedeckt darüber, was er genau meinte, aber grundsätzlich

vermisste er wohl eine stärkere Beachtung der wirtschaftlichen und sozialen Faktoren, die zum Entstehen des Täuferturns geführt haben. Später, in der Ära Gorbatschow, sollten sowjetische Kommentatoren Brady als einen »Marxisten amerikanischer Spielart« ansprechen. Friesen seinerseits war stark antikomunistisch eingestellt, eine Haltung, die sich bei ihm mit Besuchen bei seinen russischen ganz und gar säkularisierten mennonitischen Verwandten in Mittelasien verband. Seinen akademischen Ruf hatte er sich zunächst mit einer kritischen Darstellung der marxistischen Reformationsforschung erworben. Wir waren im Sommer 1974 in Seattle ein seltsames Dreiergespann (...).

Am Institut für Schweizerische Reformationgeschichte und in der Zentralbibliothek

In Zürich ging ich meinen Forschungen sowohl am Institut für schweizerische Reformationgeschichte nach, das in der wichtigsten Kirche der Reformierten, dem Grossmünster, beherbergt war, als auch natürlich in der Zentralbibliothek, die über eine unglaublich wertvolle Sammlung von Büchern und Manuskripten verfügte, die im Lesesaal benutzt werden konnten, zunächst noch jedermann zugänglich. Einige Jahre später wurde dann entdeckt, dass ein Bösewicht Wertvolles aus den Büchern und Manuskripten ausgeschnitten hatte und mit diesen Schätzen seines Weges gezogen war. Der ältere Gelehrte am Grossmünster war Fritz Büsser, ein Mann Anfang fünfzig, der 1969 Fritz Blanke gefolgt war. Sein Assistent war Ulrich Gäbler, der sechs Jahre jünger war als ich und gerade seine Untersuchung zur Zwinglibibliografie und -forschung abgeschlossen hatte, die sich in jenem Jahr im Druck befand. Gäbler war Österreicher, der sich in seiner Mentalität ein wenig von den Schweizern unterschied, die stärker auf ihr Land fixiert waren. Er war auch aufgeschlossener als Fritz Büsser. Gern begrüßte er die ausländischen Forscher, die das Institut und das Grossmünster besuchten, und stellte unbeabsichtigter Weise Büsser in den Schatten, was schließlich zur Missstimmung zwischen beiden führte. Wenn wir am Institut zum Nachmittagstee aufbrachen, verlief die Unterhaltung stets auf Züridütsch, was mich außen vor ließ und Gäbler irritierte. Er amüsierte sich darüber, wie ich meinen Sohn Jamie über die militärischen Fähigkeiten der unablässig präsenten Schweizer Armee aufklärte: »Nein, Jamie, die Schweizer würden gegen die deutsche Bundeswehr keine Chance haben, aber sie wären in der Lage, Österreich zu erobern.«

Meine Täuferforschungen werden fortgesetzt

Während ich an meinem Forschungsprojekt hart arbeitete, der geistigen Entwicklung des jungen Ulrich Zwingli, wurde ein Teil meiner Energie von

Projekten absorbiert, die der Vorbereitung des Jubiläums galten, das 1975 an die Anfänge des Täuferturns vor 450 Jahren erinnerte. Mein 1972 veröffentlichtes Buch *Anabaptists and the Sword*, das auf meiner Dissertation von 1964 gründete, brachte mir gleich nach Erscheinen die Beförderung zum Associate Professor an der Queen's University in Kingston (Ontario) ein. Bedeutungsvoller war jedoch die Aufmerksamkeit, die mir 1975 entgegengebracht wurde. Offensichtlich hat *Anabaptists and the Sword* ein Interesse geweckt, weil in dieser Untersuchung die Spannungen auf den Punkt gebracht wurden, die sich aus den von Harold S. Bender bestimmten Forschungen und denen des tonangebenden Täuferforschers John Howard Yoder ergeben hatten. Yoder hatte unter Karl Barth in Basel studiert, an einer Universität, die mit der Universität in Zürich konkurrierte. Seine kirchenhistorische Dissertation, die von Ernst Stähelin betreut wurde, schloss er 1957 ab; 1962 wurde diese Untersuchung über die Gespräche, die zwischen Täufern und Reformatoren in der Schweiz von 1523 bis 1538 geführt worden waren, in der Schriftenreihe des Mennonitischen Geschichtsvereins veröffentlicht. 1968 folgte ein zweiter Band, in dem diese Gespräche einer dogmengeschichtlichen Untersuchung unterzogen wurden (im EVZ-Verlag Zürich). Um 1974 wurden diese beiden Untersuchungen in meinem Reformationssseminar gelesen und analysiert; und während meines Aufenthalts in der Schweiz erfuhr ich, was Ulrich Gäßler von diesen beiden Untersuchungen hielt. Yoder war der Meinung, dass die Reformatoren den katholischen Glauben an die Unfehlbarkeit der Kirche durch die Unfehlbarkeit der Theologen ersetzt haben, Luthers und Zwinglis (die bald in einen Gegensatz zueinander geraten sollten), während die täuferische Auffassung von christlicher Autorität auf den Konsens in der Gemeinde zielte, wie er aus dem Dialog hervorging, an dem sich alle Christen beteiligen konnten. Gäßler sagte, dass diese Untersuchung die Unfähigkeit Yoders zeige, zwischen theologischer Polemik und historischem Urteil zu unterscheiden. Dennoch entwickelte Yoder seine Auffassung von den Anfängen des Täuferturns weiter. Wie viele Forscher sah er keinen Widerspruch darin, seine Einsichten zu einem Thema zu verbessern und gleichzeitig zu versichern, dass er in allem, was er sagte und schrieb, stets im Recht gewesen sei. 1972 veröffentlichte er einen Aufsatz, in dem er sich dafür einsetzte, dass die *Schleitheimer Artikel* von 1527 der »Kristallisationspunkt« des schweizerischen Täuferturns gewesen seien, d. h. das Ende der Entwicklung des frühen Täuferturns als Bewegung. Im Hinblick auf die Schwertgewalt war das ein Standpunkt, der mit *Anabaptists and the Sword* übereinstimmte. 1973 hatte Yoder eine Quellensammlung unter dem Titel *The Legacy of Michael Sattler* übersetzt und herausgegeben (im ersten Band der Reihe *Classics of the Radical Reformation*).

Yoder las meine an der Cornell University angefertigte Dissertation, *The Doctrine of the Sword in the First Decade of Anabaptism*, kurz nachdem sie 1964 beendet war. Wir trafen uns anlässlich einer anderen Gelegenheit und haben ein langes und grundsätzlich freundliches Gespräch geführt. Er hatte mit meiner Dissertation keinerlei Probleme, zumal sie seiner Meinung nach die täuferische Gewaltlosigkeit in einer weniger rigiden Weise präsentierte und geeignet zu sein schien, in ökumenische Gespräche des späten 20. Jahrhunderts eingeführt zu werden. Ohne darüber viel nachgedacht zu haben, betrachtete Yoder mich als einen Teil seines »Teams«. Doch *Anabaptists and the Sword* war etwas ganz und gar anderes. Die Linien der Interpretation waren eindeutig und für die Absichten Yoders nicht zu gebrauchen. Er soll gesagt haben, dass es kein geeigneter Weg sei, die Täuferquellen nach entsprechenden Stellen und Stellungnahmen zu durchsuchen, die vom »Schwert« handeln, um auf dieser Grundlage ein Buch zu schreiben, das etwas Wichtiges über das Täufertum allgemein auszusagen hätte. 1974 befasste er sich mit meinem Buch in der *Zeitschrift für Kirchengeschichte*: *„Anabaptists and the Sword“ Revisited*. Doch das war nicht Yoder »at his best«, der hier zum Zuge kam, zumal es sich lediglich um ein Sperrfeuer gegen mein Buch und zwei frühere Studien handelte, die dieses Thema auf andere Weise als ich angegangen waren. Die Quintessenz dieses Aufsatzes bestand darin, dass die *Schleitheimer Artikel* Gewalt und Zwangsausübung als Verhaltensmöglichkeiten für Christen ablehnten, aber nicht ausschlossen, dass irregeleitete Christen, die ein obrigkeitliches Amt innehatten, trotzdem Christen seien. An anderen Stellen wies Yoder in seinem Artikel darauf hin, dass Michael Sattler, der Autor der *Schleitheimer Artikel*, in der Obrigkeit einen Teil der gefallenen Ordnung sah, die vom Satan beherrscht wird. John H. Yoder und Heinold Fast haben sich zu der Meinung durchgerungen, dass die totale Ablehnung der Politik im ökumenischen Dialog nach dem Zweiten Weltkrieg unangemessen gewesen sei. Daher musste ihre Berufung auf das täuferische Erbe anders sein als die der älteren mennonitischen Generation in Nordamerika, d. h. auch als diejenige Harold S. Benders und Robert Friedmanns. Damals wandten sich alle möglichen Nichtmennoniten gegen Yoder und kritisierten den einen oder anderen Punkt. Ich sah in Yoder eine mennonitische »Institution«, der ein beträchtliches Maß an Respekt entgegengebracht werden sollte. So übte ich zwar Kritik an seinem Artikel, legte das Manuskript aber in eine Ablage und entschied mich, es nicht zu veröffentlichen.

From Monogenesis to Polygenesis

Ich erinnere mich vage, dass John Oyer, der Schriftleiter von *The Mennonite*

Quarterly Review, mich einlud, einen Artikel für eine Ausgabe dieser Zeitschrift zu schreiben, in der an das 450-jährige Täuferjubiläum der ersten Glaubens-taufen in Zürich erinnert werden sollte. Walter Klaassen, der John Oyer 1975 in der Schriftleitung vertrat, schrieb: »James Stayer nahm die Einladung an, einen Aufsatz zu schreiben, der Probleme der neueren Forschung zu den Anfängen des Täuferturns erörtern sollte.« Ich erinnere mich genau, dass ich die zweite Wahl war. Doch das störte mich nicht, und so nahm ich die Einladung an. Also, was war zu tun? Zweifellos war (...) dieser Artikel wohl der wichtigste, den ich je schrieb. Bemerkenswert war vor allem der Titel. In meinem Reformationssseminar für Fortgeschrittene sagte »Tiff« Butts, ein Bucknell-Student, der in Queen's aufgetaucht war, wiederholt, dass meine Forschungen, die auf »eine polygenetische Betrachtungsweise der täuferischen Ursprünge« hinausliefen, dem traditionellen »monogenetischen« Ansatz überlegen seien. Tiff hatte diese Begrifflichkeit aus einem Seminar von Klaus Hansen (Queen's University) zur Geschichte des amerikanischen Bürgerkriegs importiert, einer Zeit, in der Sklavenhalter darüber debattierten, ob menschliche Rassen einen monogenetischen oder polygenetischen Ursprung hätten. Oder: Waren die Sklaven tatsächlich Nachfahren von Adam und Eva? Mein Titel hieß: *From Monogenesis to Polygenesis: The Historical Discussion of Anabaptist Origins* (erschieden in: *Mennonite Quarterly Review* 1975).

Dieser Artikel war eine historiographische Abhandlung zur neueren Forschungsliteratur über die Anfänge des Täuferturns. Er basierte auf der forschungsgeschichtlichen Vorarbeit in meinem Graduiertenseminar und ersparte mir viel Zeit, die ich sonst in Quellenforschungen hätte investieren müssen. Tatsächlich war so eine sehr gute Besprechung der neueren Literatur entstanden. Ich begann damit, die veraltete Sicht Benders zu beschreiben, der das Täuferturn mit den ersten Taufen in Zürich 1525 anfangen ließ, und der anderen Auffassung Hans Hillerbrands, des deutschen lutherischen Historikers, der sich in den USA niedergelassen hatte. Er ging davon aus, dass das Täuferturn bereits 1521 in Sachsen mit Andreas Karlstadt und Thomas Müntzer entstanden sei, die sich gegen Martin Luther gestellt hatten. Der frostige Streit war müßig, behauptete ich, weil das schweizerische, oberdeutsche und niederländisch-niederdeutsche Täuferturn drei separate Bewegungen gewesen seien und auf drei verschiedene Gründer zurückgingen: auf Konrad Grebel, Hans Hut und Melchior Hoffman. Diese Gestalten unterschieden sich charakterlich voneinander, und es gab keine Sukzession in der Praxis der Erwachsenentaufe, die sie hätte miteinander verbinden können. Ich kümmerte mich um die Diskussion der schweizerischen Anfänge. Das Material über das oberdeutsche Täuferturn hatte bereits Werner O. Packull zusammengestellt und konnte aus

seiner Dissertation übernommen werden, die 1974 gerade fertig gestellt worden war. Ich weiß nicht mehr, ob er mir einen Text sandte, den ich überarbeitete, oder ob ich mich einfach mit Material aus seiner Dissertation behalf. Den dritten Teil schrieb Klaus Deppermann, der in die Kontroverse mit Yoder in diesem Jahr mit verwickelt war und kurz vor Abschluss einer größeren biographischen Monographie über Melchior Hoffman stand, die 1979 veröffentlicht werden sollte. Ich war Klaus Deppermann vorher noch nicht begegnet, so fuhr ich nach Freiburg, wo er an der Universität lehrte, um ihn zu besuchen. In seinem Haus außerhalb der Stadt setzte ich mich hin und übersetzte einen kurzen Artikel, den er in deutscher Sprache geschrieben hatte, und der sich – ein wenig unbeholfen – in den Rahmen der beiden anderen Artikel einfügen ließ. Deppermann war der Meinung, dass Hoffmans Bewegung sich aus Menschen der unteren sozialen Schichten zusammensetzte. Um diese Sicht auszubalancieren, erhielt ich seine Erlaubnis, einen Abschnitt über das gerade veröffentlichte Buch Karl-Heinz Kirchhoffs zum Täuferum in Münster einfügen zu dürfen. Kirchhoff vertrat den Standpunkt, dass die Täufer in Münster zu den wohlhabenden Schichten gehörten. Ich ließ allerdings die Entscheidung, ob das niederländisch-niederdeutsche Täuferum der »Protestantismus der Armen« gewesen sei als eine umstrittene These offen und empfahl sie einer weiteren Erforschung. Mit diesem Artikel verdiente ich mir meine Sporen als Täuferforscher, was mir mit *Anabaptists and the Sword* noch nicht so recht gelungen war. Der Aufsatz zeigte, dass ich mit zahlreichen, hauptsächlich theologischen Themen offensichtlich vertraut war, die damals die akademischen Diskussionen beherrschten.

Es ist eine Binsenweisheit, dass Ideen einen großen Einfluss ausüben, wenn mehr als die Hälfte derer, die sie kennen, ihnen schon zugetan ist – und das war sicherlich der Fall mit *From Monogenesis to Polygenesis*. George H. Williams, der Autor von *Radical Reformation* (1962), hatte gelegentlich in seinen kleineren Schriften angemerkt, dass das Täuferum drei Ursprungsherde hatte: in Zürich, Augsburg und Emden. Jüngere Forscher wie John Oyer, der das mitteldeutsche Täuferum untersucht hatte, widersprachen Benders Überbetonung von Zürich und der Zeitangabe 1525. So war es nur zwangsläufig, dass einige Monate später ein mennonitischer Forscher aus Benders Generation, der aber aus einer anderen mennonitischen Glaubensrichtung als die Gruppe um Bender stammte, Werner Packull auf dem Campus der University of Waterloo aufsuchte und ihm sagte: »Ich habe Ihren Artikel gelesen und stimme mit ihm überein.«

Das Umstrittene Täuferum

So wie *From Monogenesis to Polygenesis* ein wichtiges Zeichen für eine einset-

zende Revision der Täuferforschung war, erwies sich das Erscheinen des 1975 von Hans-Jürgen Goertz bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen herausgegebenen Sammelbandes mit dem Titel *Umstrittenes Täuferium, 1525-1975. Neue Forschungen* als bedeutsam. Goertz hatte 1974 eine wissenschaftliche Anstellung an der Universität Hamburg erhalten, die es ihm erlaubte, sich in Blankenese, einem Vorort an der Elbe, niederzulassen, nicht weit von der Mennonitenkirche in Altona entfernt, wo er von 1963 bis 1969 als Pastor gewirkt hatte. Er war in den Vorstand des Mennonitischen Geschichtsvereins gewählt worden und wurde 1970, zusammen mit Heinold Fast und Horst Quiring mit der Schriftleitung der *Mennonitischen Geschichtsblätter* betraut. Ich besuchte Hans-Jürgen Goertz und seine Frau 1974 in Blankenese und ein zweites Mal im Jahr darauf mit meiner Familie in Kampen auf Sylt. Als wir uns das erste Mal trafen, trug er als Erkennungszeichen *Anabaptists and the Sword* in der Hand. Goertz sperrte sich gegen John H. Yoders Präsentation des pazifistischen Erbes der Täufer, von dem sich die europäischen Mennoniten angeblich abgewandt hätten, um letztlich jedoch zu diesem Standpunkt unter der Führung der nordamerikanischen Mennoniten wieder zurückzukehren. Dass Yoders Äußerungen eine schütterte historische Grundlage hatten, war Hans-Jürgen Goertz eine willkommene Neuigkeit, als er *Anabaptists and the Sword* las. So gab er dem Sammelband zum 450-jährigen Täuferjubiläum den Titel *Umstrittenes Täuferium*. Dieser Titel war uns beiden im Gespräch in dunkler Gewitternacht auf dem Heimweg von einem Restaurant durch den Bours Park an der Elbe auf einmal eingefallen – in der entschiedenen Absicht, die Kontroverse in die breitere Öffentlichkeit hineinzutragen, in der die Yoder-»Orthodoxie« und die Revisionisten repräsentiert waren. Das geschah auf eine solche Weise, dass kein Zweifel darüber herrschte, dass die Revisionisten das Recht auf ihrer Seite hätten.

So sind *From Monogenesis to Polygenesis* und *Umstrittenes Täuferium*, das wenig später erschienen ist, auch editorisch miteinander verbunden. Ich habe die ersten drei Beiträge im *Umstrittenen Täuferium* in meinem Teil des Aufsatzes zu den Anfängen des Täuferiums in der Schweiz mit diskutiert (ohne allerdings schon genaue Seitennachweise geben zu können). In seiner Einleitung zu dem Sammelband hat der Herausgeber *From Monogenesis to Polygenesis* zitiert, um auf seine Weise die gewählte Anordnung der Kapitel zu begründen. Der erste Teil des *Umstrittenen Täuferiums* bringt vier Aufsätze zu den schweizerischen Ursprüngen, der zweite Teil je zwei Aufsätze zum oberdeutschen und zum niederdeutsch-niederländischen Täuferium; der letzte Teil enthält interpretierende Essays unterschiedlicher Provenienz. Eröffnet wird der Sammelband mit meinem Beitrag zum frühen Schweizer Täuferium und

dem Aufsatz von Martin Haas über den Weg der schweizerischen Täufer in die Absonderung. Mit Haas hatte ich in diesem Jahr Seite an Seite in der Bibliothek des Großmünsters gearbeitet, und wir entdeckten, dass wir einander ergänzende, fast identische Einsichten in die Bewegungsdynamik des frühen Schweizer Täuferniums gewonnen hatten. Am Anfang hegten die Menschen, die später Täufer wurden, vor allem Konrad Grebel, Absichten, Zwingli, in ihren Augen halbherzige und kompromisslerische Kirchenreform durch eine eigene radikale Reform zu ersetzen, ähnlich wie die Puritaner im England des 17. Jahrhunderts versuchten, die Anglikanische Kirche zu ersetzen. Die Radikalen wurden jedoch in ihren Bemühungen, die Massen für sich zu gewinnen, ausgespielt und separierten sich als Sekte: Haas wählte den Titel *Der Weg der Täufer in die Absonderung*. Ursprünglich trug er sich mit der Absicht, eine Monografie über dieses Thema zu schreiben, was durch eine ungünstige hochschulpolitische Situation jedoch verhindert wurde. Haas war offensichtlich der wichtigste Schüler des emeritierten Leonhard von Muralt, der Täuferquellen aus verschiedenen Regionen der Schweiz gesammelt und herausgegeben hatte (zuerst 1952 die Zürcher Täuferquellen). Von dessen Nachfolger wurde Haas jedoch als ein »unmoderner ideengeschichtlich orientierter Historiker«, wie von Muralt es auch war, kaltgestellt, da er nicht wie die modernen Wirtschaftshistoriker mit quantifizierenden Methoden arbeitete. So jedenfalls beschrieb er mir die Situation. Die Welle der »quantifizierend arbeitenden« Historiker (zu denen der Täuferforscher Claus-Peter Clasen gehörte) erwies sich als recht kurzlebig. Haas wurde Stadtpräsident in Winterthur (1990-2002) und gab später, erst im Ruhestand in 2008, den dritten Band der Schweizer Täuferquellen heraus. In das *Umstrittene Täufernium* waren Beiträge von Werner O. Packull und Klaus Deppermann genauso aufgenommen worden wie Aufsätze von Heinold Fast, John Howard Yoder und Abraham Friesen, der damals nicht genau wusste, auf welcher Seite der Forschung er stand. Aber dieser Sammelband hatte doch insgesamt den Effekt, der sich gegen Yoder richtenden Revision Geltung verschafft zu haben.

Wichtig war für mich, dass meine Interpretation des Täuferniums im 16. Jahrhundert in zwei bedeutsame mennonitische Publikationen aufgenommen worden war, die zum 450-jährigen Täuferjubiläum veröffentlicht wurden. Daraus entwickelte sich die Dynamik einer breiten Reaktion gegen John Howard Yoders Anspruch, der vorherrschende mennonitische Täuferforscher und täuferisch orientierte Theologe seiner Generation zu sein. So wird verständlich, warum der lutherische Kirchenhistoriker Gottfried Seebaß, dessen Untersuchung zu Hans Hut so wichtig für die Dissertation Werner O. Packulls geworden war und der in diesen Jahren mit mir zu korrespondieren begann,

wie selbstverständlich davon ausging, dass ich Mennonit sei. Ich antwortete ihm, dass ich nie Mennonit gewesen sei, ebenso wenig Marxist oder Lutheraner und, will's Gott, es dabei bleiben sollte.

Wichtige Konferenzen zum 450-jährigen Täuferjubiläum

Neben den Veröffentlichungen von 1975 standen einige Konferenzen. Die erste hervorzuhebende Konferenz war ein Kolloquium, das von der Fakultät für protestantische Theologie in Straßburg vom 20. bis 22. Februar 1975 zum Thema »Die Anfänge und Charakteristik des Täuferturns« ausgerichtet wurde. John Howard Yoder hatte, so wird gesagt, eine Berufung an die Straßburger Fakultät als eine ökumenische Geste erhalten. Die Vorträge wurden entweder auf Französisch, Englisch oder Deutsch gehalten. Leider konnte ich nur die englischen und deutschen Vorträge verstehen (acht von dreizehn). Diese Konferenz war keinesfalls mit meinen Freunden oder Sympathisanten bestückt – Klaus Deppermann war da, ebenso John Oyer – die meisten anderen waren aber auf je verschiedene Weise mit der traditionellen Täuferforschung verbunden. Mein Vortrag über *Brötli und Reublin, the Revolutionary Beginnings of Swiss Anabaptism* stellte eine Herausforderung für Paul Peachey's Arbeit über die soziale Herkunft des Schweizer Täuferturns dar. Peachey war inzwischen als mennonitischer Soziologe an der Catholic University in Washington D. C. tätig und hielt selbst ein Referat auf der Straßburger Tagung. Er hatte in früheren Veröffentlichungen versucht, einige lokale Anführer des frühen Täuferturns von den bäuerlichen Erhebungen, die in der Umgebung wüteten und von denen sie Schützenhilfe erhalten hatten, grundsätzlich zu trennen. Dagegen argumentierte ich, dass es 1525 eine deutliche Verbindung zwischen dem Täuferturn und lokalen Aufständen im Zuge des Deutschen Bauernkriegs gegeben habe. Anwesend war in Straßburg auch Kenneth Davis, ein früherer Lehrer Werner Packulls in Waterloo. Das Buch, das Davis 1974 veröffentlicht hatte, vermittelte die Vorstellung von einem »evangelikalen Täuferturn«, d. h. der guten Täufer, die auf Kosten der anderen erforscht werden sollten. Im Gespräch mit mir beklagte sich Davis, was er als ein Zeichen meiner Arroganz deutete, dass ich mir angemaßt habe, *From Monogenesis zur Polygenesis* mit dem Untertitel zu versehen: »The Historical Discussion of Anabaptist Origins« statt mit »A Historical Discussion of Anabaptist Origins«. Er verstand nicht, dass ich mit dem bestimmten Artikel nur die Gattung einer historiografischen Übung bezeichnen wollte – mehr nicht. John Oyer hatte in seiner charakteristischen Bescheidenheit einen Vortrag über einen möglichen Einfluss des radikalen Predigers Jakob Strauß auf die Täufer gehalten. Jahre später erinnerte er daran, dass die Öffnung von *The Mennonite Quarterly Review*, auch wenn er nicht

mit uns in allem übereinstimmte, eine »heimliche Operation« gewesen sei, zu der er von Elizabeth Bender, der Witwe Harold S. Benders, besonders ermutigt worden war. E. Bender arbeitete selbst für diese Zeitschrift auf selbstlose Weise vor der feministischen Frauenforschung. Die Straßburger Konferenz war ein angenehmes Erlebnis, nicht zuletzt wegen Klaus Deppermanns Bemühungen, mich und meine Frau Marcia durch diese wundervolle alte europäische Stadt zu führen.

Explizit herausgefordert wurde die revisionistische Täuferforschung in diesem Sommer während der Jubiläumsfeierlichkeiten am Baptistischen Seminar in Rüschlikon am Zürichsee von Heinold Fast, meinem alten Freund und ausgezeichneten Täuferforscher in der Blüte seines Wirkens. Vertreter aller miteinander verbundenen Traditionen, zu denen auch mein Kollege vom Bridgewater College Bob Neff gehörte, der damals am Brethren Seminary in Chicago tätig war, waren dabei, als Heinold Fast über »*Die Wahrheit wird euch freimachen*«. *Die Anfänge der Täuferbewegung in Zürich in der Spannung zwischen erfahrener und verheißener Wahrheit* (Mennonitische Geschichtsblätter 1975, S. 7-33) sprach. In seinem Vortrag unterstrich er die zentrale Stellung der Grebel-Sattler-Linie. Hans-Jürgen Goertz, der nicht anwesend war, hatte geahnt, was Heinold Fast sagen würde und mich ermutigt, zu antworten und für die Polygenesis-These zu werben. Ich tat es, ohne mir über dieses Thema schon so klar gewesen zu sein wie heute; und Heinold Fast hatte, was in Ordnung war, das letzte Wort. Er begann mit zahlreichen Zugeständnissen an meinen Standpunkt, hielt dann aber auf prägnante Weise inne. Ich saß neben Bob Neff und flüsterte ihm zu: »aber...!« In gewissem Sinn hat Heinold Fast seine Position schon 1973 zu erkennen gegeben, als er seine exzellente kritische Edition der *Quellen zur Geschichte der Täufer in der Schweiz, Bd. 2: Ostschweiz*, John Howard Yoder und Samuel Gerber widmete.

Zur Spitze der Täuferforschung

Am Ende meines Forschungsurlaubs hatte ich nur ein Fragment von einhundert Seiten des ideengeschichtlichen Projekts zur Biographie Ulrich Zwinglis zustande gebracht. Schätzungsweise habe ich die Hälfte der Zeit auf das Zwinglistudium verwandt und die andere Hälfte auf Projekte zum Täufertum. Wie der vorliegende Auszug aus meinen Lebenserinnerungen zeigt, waren die Täuferstudien, die mich an die Spitze (oder nahe daran) der Täuferforschung katapultierten, bei weitem die wichtigsten.

Diese Erinnerungen verdeutlichen aber auch, dass die Forschungsarbeit meinen akademischen Alltag nie so stark beherrscht hat wie in den frühen Jahren in Europa (1961/62). Marcia, die später ihrer Mutter schrieb, dass dies das glück-

lichste Jahr ihres Lebens gewesen sei, erzählte mir, dass sie eine Veränderung in meiner Persönlichkeit beobachtet hätte. Ich erwiderte, ich hätte nur getan, was damals getan werden musste. Der Rundbrief aus dem Jahr 1975 brachte es unbeabsichtigt bissig folgendermaßen zum Ausdruck: »Es war unsere letzte Chance, Europa als eine Familie zu erleben, und wir haben es in vollen Zügen genossen.« (...).

Aus dem Englischen übersetzt von Hans-Jürgen Goertz.